

Werner O. Packull, Die Hutterer in Tirol. Frühes Täuferturn in der Schweiz, Tirol und Mähren (aus dem Englischen übersetzt von Astrid von Schlachta), (= Schlern-Schriften, 312). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2000, 391 S.

Werner O. Packull aus Kanada, einer der bekanntesten Täuferforscher der Gegenwart, legt hier ein neues Standardwerk über die frühe Täuferbewegung vor, das über den im Titel genannten geographischen Rahmen hinaus bedeutsam ist. In der umfangreichen Einleitung schildert er den Wandel in der Täuferforschung. Für Harold S. Bender, Heidelberg, war die Zürcher Taufe vom 21. Januar 1525 der Versuch, die neutestamentliche Gemeinde konsequenter als Zwingli es wagte wiederherzustellen. Seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts wurden die Schweizer Taufgesinnten als Normalmeter der Täuferbewegung idealisiert. Damit ließen sich allerdings „Randfiguren“ wie Hans Hut und Melchior Hoffman – um nur zwei Beispiele zu nennen – nur schlecht messen. 1975, zur 425. Wiederkehr des Zürcher Taufdatums, machte das von Hans-Jürgen Goertz herausgegebene Gedenkbuch „Umstrittenes Täuferturn“ die „Revision“ des herkömmlichen Täuferbildes publik. Die Zürcher „Monogenese“ wurde durch die „Polygenese“, die das Täuferturn aus dem „Wildwuchs“ der Reformation entstanden sah, ersetzt. Außerdem forderten die besonders von marxistischen Forschern eingebrachten sozialhistorischen Aspekte ihr Recht. „Ein einheitliches Täuferturn – von spiritualistischen, enthusiastischen, apokalyptischen und revolutionären Elementen gereinigt –“ sei nach Goertz mehr Mythos als Realität [14]. Neuere Forschungen führten wieder zu einer „Abschwächung der Unterschiede“, der Packull sich anschließt [22].

Bewegungen, die sich an der Jerusalemer Urgemeinde orientieren, sind fasziniert vom Gedanken der Gütergemeinschaft, obwohl sie nur für die Jerusalemer Gemeinde typisch war. Im Täuferturn war er von Anfang an da, führte aber nur zu einer freiwilligen, selbstlosen Hilfe für in Not geratene Glaubensgeschwister. Eine konsequent durchgeführte Gütergemeinschaft ließ sich nur unter obrigkeitlichem Schutz wie er damals durch die politischen Verhältnisse in Mähren vorübergehend ermöglicht wurde, verwirklichen [142].

Der Vf. stellt drei frühe Täuferbekenntnisse vor, die „Schweizer Ordnung“ von 1527, die „Ordnung der Gläubigen: wie ein Christ leben soll“ von 1529 und die „Gemeine Ordnung der Glieder Christi“ oder „Scharnschlager Ordnung“ von 1540, vergleicht sie unter einander und mit dem Schleithimer Bekenntnis, das allerdings den Punkt „Gütergemeinschaft“ noch nicht enthält. Wie oft bei Bibli-zisten blieb die Wirklichkeit hinter dem Ideal zurück. Aber aufschlussreich und spannend ist es, die einzelnen Linien zu verfolgen, die die „Polygenese“ relativieren.

Mähren galt bis 1535 als das „Gelobte Land“ nicht nur für Täufer, weil der einheimische Adel sich eine gewisse Selbständigkeit gegenüber der Habsburger Herrschaft unter Ferdinand I. (1503–1564) zu bewahren suchte. Zeitgenossen zählten 40 verschiedene Gruppen von „Häretikern“, die dort Schutz suchten, zu denen auch die unter sich gespaltenen Täufergruppen zählten. Allein in Austerlitz, einer Stadt von damals etwa 3000 Einwohnern, gab es 13 bis 14 verschiedene Glaubensrichtungen. „Es gab nichts Vergleichbares im übrigen Europa, und

es sollte gleiches bis zur Einwanderung der europäischen Nonkonformisten und Dissidenten nach Nordamerika nicht mehr geben“ [69].

Mit ungeheuerem Fleiß schildert der Vf. den zeitgeschichtlichen, gesellschaftlichen Hintergrund, auf dem sich das frühe Täuferturn entfaltet und geht dem Schicksal einzelner Personen nach. Dabei füllt er manche oft übersehene Wissenslücke aus, z.B. warum Hubmaier von Nikolsburg (heute Mikulov) an Österreich ausgeliefert werden musste, Täufer aber in der Stadt überlebten. Heute noch erinnert dort ein Straßennamen an das Wohngebiet der später „Habaner“ genannten Hutterernachfahren. Durch die Nikolsburger Auseinandersetzungen zwischen Hubmaier und Hut kam es letztlich zur Geschichte der Hutterer. Packull schildert und wertet die Pluriformität der Täufer und geht den in der Forschung nur am Rande erwähnten Philipperrn und Gabrielern nach, mit letzteren damit auch dem schlesischen Täuferturn.

Der zweite Teil des Buches widmet sich der eigentlichen Entstehung der hutterischen Gemeinden. In Tirol breiteten sich die Täufer aus wie vergleichbar nur in den Niederlanden. Die harte Verfolgung durch Ferdinand I. forderte einen hohen Blutzoll. Weil die Gerichtsakten weithin erhalten geblieben sind, kann durch sie die Zuverlässigkeit der hutterischen/täuferischen Geschichtsbücher bestätigt werden. Nach dem Märtyrertod von Jörg Blaurock wurde Jakob Hutter die wichtigste Führerpersönlichkeit. Er konnte eine Untergrundform zum Überleben schaffen, die es sogar ermöglichte, mehrtägige geheime, von bis zu 150 Personen besuchte Gemeindeversammlungen mit aller dazu nötigen Logistik (Verpflegung) durchzuführen, die unentdeckt blieben, Flüchtlingsgruppen mit Kindern über den Brenner zu bringen und einen regen Nachrichtenaustausch zwischen Mähren und der alten Heimat zu pflegen. Für kurze Zeit hatten die südtiroler Exulanten mit den zahlenmäßig stärkeren Philipperrn und Gabrielern geistliche Gemeinschaft. Ein trauriges Kapitel sind die zahlreichen Spaltungen, oft hervorgerufen durch die Einseitigkeit der Führerpersönlichkeiten nach denen die Gruppen sich nannten oder genannt wurden. Hutter, der vermitteln sollte und wollte, wurde selbst Anlass zu einer folgenreichen Spaltung, andererseits aber auch die Autorität, die durch die konsequent durchgeführte Gütergemeinschaft der nach ihm benannten Gruppe als einziger der mährischen Täufer das Überleben (bis heute) ermöglichte. Nach Hutters Märtyrertod führte Hans Amon das Werk fort.

Packull schreibt keine Heiligenlegenden. Er verschweigt nicht die Charaktereigenschaften jener Menschen. „Es ist deshalb nicht überraschend, dass die frühe Geschichte des täuferischen Kommunismus nicht nur die Geschichte von hingebungsvollem Enthusiasmus und Freude an der neugefundenen Gemeinschaft der 'Kinder Gottes' war, sondern auch die Geschichte von Enttäuschungen, Streitigkeiten, Spaltungen, Ernüchterungen und tragischen Verlusten“ [333]. Das gilt nicht nur für diese Gegend, sondern ist die Erfahrung jeder angeblich „biblizistischen“ Bewegung. Der Vf. schreibt dazu: „Letztendlich sollte Geschichtswissenschaft, um wahrhaftig zu sein, auf ein umfassendes, ganzheitliches Verständnis der Vergangenheit zielen. Sie muss sowohl Ideal als auch Realität, Licht und Schatten einschließen. Sollte dieses Kapitel Schatten auf das allzu menschliche Gesicht des frühen Täuferturns geworfen haben, so geschah dies nicht, um das

enorme Engagement zu schmälern, das die Teilnahme des ersten Experiments gemeinschaftlichen Lebens motivierte, sondern um dieses hervorzuheben“ [267]. Er plant einen zweiten Band über die hutterischen Anfänge.

Das englische Original erschien 1996. Astrid von Schlachta, Innsbruck, (unser Vereinsmitglied) besorgte die hervorragende Übersetzung. Das Zitieren zeitgenössischer Dokumente in der ursprünglichen Sprache erforderte zusätzlich ein mühsames Suchen in der Quellenliteratur. Über die spätere Zeit der Hutterer von 1578 bis 1617 schreibt sie ihre Dissertation, auf die gespannt gewartet wird. Martin Rothkegel, Prag, hat die Übersetzung gegengelesen und korrigiert.

Manfred Bärenfänger

Lothar Beaupain, Eine Freikirche sucht ihren Weg. Der Bund Freier evangelischer Gemeinden in der DDR (= TVG, Reihe: Kirchengeschichtliche Monographien (KGM) Band 6). R. Brockhaus Verlag, Wuppertal 2001, 502 S.

Mit dieser Marburger Inauguraldissertation geht Pastor Lothar Beaupain, Bad Laasphe, der Geschichte seines Gemeindebundes in der DDR nach. Mit großem Fleiß hat er Quellen erschlossen, ist es ihm als Westdeutschem gelungen, sich in die Situation der ostdeutschen Gemeinden und ihrer Glieder hineinzudenken. Trotz der Nähe der Zeit scheut er sich nicht, kritisch das Verhalten der handelnden Personen zu schildern.

Am Anfang steht ein „Kurzer Überblick über die geschichtliche Entwicklung und konfessionskundliche Prägung des Bundes Freier evangelischer Gemeinden in Deutschland bis zum Zweiten Weltkrieg“. Die Mehrzahl der Freien evangelischen Gemeinden (FeG) entstanden in Westdeutschland, im rheinisch-westfälischen und hessischen Raum. Die wenigen Gemeinden in Berlin, Thüringen, Pommern und Schlesien hatten als independentistische Gemeinden in der Diaspora nur ein lockeres Verhältnis zum Gemeindebund. Daher war es verständlich, dass sich die Berliner und thüringischen Gemeinden unter den veränderten Verhältnissen zu einem neuen Bund verselbständigten. Diese kleinste unter den „klassischen“ Freikirchen war die erste, die die Bezeichnung „DDR“ in ihrem Namen führte. Die Gunst der Stunde nutzte Walter Böhme (1891–1972), der als erster Bundesvorsteher zur „Symbolfigur des Bundes FeGn in der DDR“ wurde. Zu Hilfe kam ihm die Kuriosität, dass die thüringischen Gemeinden seit 1923, lange vor dem gesamtdeutschen Bund(!), als „Bund EfGn Thüringens“ eine Körperschaft des öffentlichen Rechts waren. Zur Sicherung der Arbeit war er bestrebt, dieses Recht auf alle bestehenden und entstehenden Gemeinden auszudehnen, was ihm auch gelang. Wiederum kurios war es, dass gerade die größte FeG in der DDR, die aus einer Landeskirchlichen Gemeinschaft entstandene Gemeinde Gera, die eine Thüringer K.d.ö.R. war, kurzzeitig verboten wurde, die Bemühungen um die Rückgängigmachung dieses Verbotes zur Ausweitung dieses Status auf die ganze DDR führte. Die ostdeutschen Gemeinden waren auf Walter Böhme, diese starke Leitungsperson, ausgerichtet, dessen Kontakte mit den staatlichen Instanzen aber nicht immer von allen ver-